

Sieh, schon spann es fest uns ein, Weibes, weiches Winterweber: Sturmgebraus und Flockenflein, Föhrenfeger, Tannenbeben!

Alle Farben löschten aus, Still und stumm ward's in der Runde, Nur der Nordwind flagt um's Haus Seine heif're Eierbetunde.

Aber unfre Wangen glüh'n, Herz an Herz rückt fest zusammen: Sollen ineinander spüh'n Wie zwei heimlich heife Flammen

Das Gesicht des Lebens.

Novelle von Max Treu.

Mein alter, guter Freund Ernst Landers hatte alle Anlage zum „ewigen Studenten“. Seit fünfzehn Semestern schon studierte er Medizin, ohne je mehr zu wissen, als er im ersten Semester auch schon gewußt hatte.

Von penitentiären Standpunkt aus, der so manchen Anderen zum möglichst raschen Abschluß des Studiums zwingt, konnte Ernst sich das wohl leisten. Er hatte Glück gehabt vom ersten lauten Schrei an, den er in diese Welt hinein schrie. Sein Vater war ein reicher Fabrikbesitzer, ein gutmütiger, seinem einzigen Sohne in abgöttischer Liebe zugehänger Herr, der keinen anderen Wunsch hatte, als seinen Jungen vergnügt und zufrieden zu sehen.

Der Monatwechsel war diesem so reichlich bemessen, daß der junge Student trotz seines störrischen Lebens niemals Schulden zu machen brauchte. Daß Ernst schon aus diesem sehr reellen Grunde eine große Zahl von Freunden hatte, brauche ich kaum besonders zu erwähnen.

Aber auch sonst mußte man dem Ernst gut sein. Eine treuere, ehrlichere Seele gab es nicht. Es lag kein Falch in ihm, und wer ihm nur einmal in das frische, narbenbedeckte Gesicht gesehen hatte, der fühlte sich zu ihm hingezogen zu dauernder Freundschaft; mit einem Wort, Ernst war das allezeit rathende und thätige Faktotum seiner Freunde.

Ernst war das jetzt schon fünfzehn Semester lang. Nun weiß ich nicht, wie es zugegangen war, aber eines schönen Tages mitten im Semester besuchte mich einmal Ernst's Vater, dem bekannt war, daß ich mit seinem Sohne in herzlicher Freundschaft war.

Verwandte und Bekannte schienen bei ihm vorstellig geworden zu sein, daß es nun für seinen Jungen doch höchste Zeit würde, sich auch einmal die ernste Seite des akademischen Lebens, nämlich das Studium, gründlich anzusehen, und daß doch auch einmal die Stunde kommen müsse, in der Ernst nach bestandnem Examen die Alma Mater verlasse, um irgendwo als praktischer Arzt zu Ruh und frommen der lebenden Menschheit ein ehrenvolles Staatsbürgerdasein zu führen.

Und dabei sollte ich ihm helfen. Ich sagte natürlich mit Freuden zu und nahm mir den guten Ernst bei Gelegenheit gründlich vor.

„Hör mal“, sagte ich, „ich meine, es wäre an der Zeit, daß du die Leiden in deinem Wissen jetzt auszufüllen beginnest.“

„Hat dir mein alter Herr den Kopf warm gemacht?“

„Gewiß, er ist bei mir gewesen — das sag' ich ganz offen. Und er hat recht mit dem, was er sagt und wünscht.“

„Ach, zum Teufel, dazu ist noch immer Zeit!“

„Vielleicht auch nicht mehr. Siehst du, mein guter Junge, dir ist's im Leben immer gut gegangen, du hast stets nur seine heitere Seite gesehen, aber das wirkliche Gesicht des Lebens hast du noch nicht erkannt.“

„Das Gesicht des Lebens? Wie meinst du denn das?“

„Um! Ich glaube in der That, daß du noch gar nicht weißt, wie ernst das Gesicht des Lebens ist, das zuweilen nur gar sehr an das Medusenantlitz erinnert.“

„Ach, laß mich mit der Medusa zufrieden!“ sagte er, und lachend drehte er sich ein paarmal auf dem Absatz um.

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 22. Jun. 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 21.

„Ein wenig spazieren gehen, ja. Zum Frühshoppen habe ich keine Zeit.“

„Alter Streber!“

„Ich danke für das Kompliment. Ich möchte, du könntest dir es selbst endlich einmal machen.“

„Daß ich ein Narr wäre! Mir gefällt mein Leben ganz gut — na, und wenn ich auch kein Examen mache, so bin ich doch meines Vaters einziger Sohn, und für den ist schon so viel da, daß er auch als unexaminiertes Staatsbürger behaglich leben kann.“

„Ist das wirklich dein Ernst?“

„Warum denn nicht? Meinst du, daß nur die Leute mit akademischen Examen brauchbare Staatsbürger werden?“

„Das gerade nicht! Aber das meine ich, daß, wenn einer einmal angefangen hat zu studieren, er auch vor seinem Gewissen, seinen Angehörigen und der übrigen Welt verpflichtet ist, sein Studium zu Ende zu bringen.“

„Du bist ein Moralprediger,“ warf er unmutig ein.

Und ärgerlich schleuderte er seine noch brennende Cigarette in weitem Bogen von sich weg.

Und nun kam ein furchtbarer Augenblick.

Ich sah, wie die Cigarette funtensprühend auf das Pferd einer gerade vor einem Hause haltenden Equipage niederfiel und das Pferd an den Ohren traf. In demselben Moment hob es sich hoch auf die Hinterbeine, rief mit einem jähen Knack den Wagen vorwärts, schlug mit den Vorderfüßen wild vor sich hin und stürzte dann stöhnend und leuchtend in die Arnie.

Aus mehreren Reihen erschalle ein entsetzlicher Schrei.

Ein Augenblick standen wir beide, Ernst und ich, starr wie gelähmt auf demselben Fleck.

Dann aber löste sich die Starrheit. Unter dem zusammengeklüppelten Pferd lag blutend und wimmernd ein kleines Mädchen.

„Einen Arzt! Einen Arzt!“ schrie alles durcheinander.

Da kam Leben in Ernst.

Nun stand er drüben neben dem Wagen. Er rief das Pferd in die Höhe, und unbeflümmert darum, daß ihn selbst ein wichtiger Fußschlag in die Seite traf, zog er das stöhnende kleine Wesen hervor.

„Klassen Antlitzes war Ernst auf einen Stuhl gesunken.“

„Ich — ich —“ flammelte er.

„Rein, ich konnte gar nichts!“

Der Arzt schüttelte den Kopf.

Das Kind wurde verbunden und dann von den Krankenschwestern hinauf in einen Krankensaal getragen.

Wir gingen. Ernst sprach kein Wort.

Gegen Abend dieses Tages kam er zu mir.

„Komm!“ sagte er.

„Wohin?“

„Wohin sonst als zur Klinik. Ich will wissen, wie es dem Kinde geht.“

Ich begleitete ihn.

„Wie geht es der Kleinen?“ fragte Ernst, und Scheu, Angst und Besorgnis klangen aus seinen Worten.

Der Arzt war tiefenst.

„Sie kommen zu spät, meine Herren,“ entgegnete er. „Die Kleine ist vor einer halben Stunde gestorben.“

Sie hat den starken Blutverlust nicht ertragen können. Ein Rothweberband hätte sie gerettet, da die Verletzungen selbst nicht zu schwer waren.“

Starr und groß schaute Ernst den Redenden an.

„Tobt ist sie?“ fragte er dann, und seine Stimme klang ganz tonlos.

„Tobt ist sie?“ fragte er dann, und seine Stimme klang ganz tonlos.

„Und ein Rothweberband hätte sie retten können?“

„Gewiß. Daß Sie das aber auch nicht machen konnten, Herr Kollege!“

„Leber Ernst's Gesicht wurde es hin, aber er sprach kein Wort, und schweigend verabschiedeten wir uns.“

Draußen im Korridor stand eine ärmlich gekleidete, bitter weinende Frau, die zwei Krankenschwestern zu trösten versuchte.

„Es war mein einziges Kind“, schluchzte sie, „so lieb und brav war sie! Keinen Nummer machte sie uns.“

Jetzt wollte aber auch mir das Herz fast brechen.

Ernst war an die Frau herangekommen. Er reichte ihr die Hand.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er. Sie sah ihn starr an.

„Sind Sie der Herr, der?“ — Ernst nickte.

„Ich bin es, der die Cigarette fortgeworfen hat.“

„O, Sie! Sie wissen nicht, was Sie mir gethan haben — einer armen Wittve nahmen Sie die Freude ihres Lebens!“

Er neigte gedrohen das Haupt.

„Ich komme morgen zu Ihnen,“ sagte er. „Wir wollen dann manches miteinander besprechen. Bis dahin behüte Sie Gott!“

Er bot ihr die Hand. Langsam und zögernd legte sie die ihre hinein.

Wir gingen. Draußen vor der großen Hofeinfahrt zu ihm:

„Nach Hause zu meinen Büchern.“

„Willst du arbeiten?“

„Ja, denn ich habe das Gesicht des Lebens gesehen, und ich weiß jetzt, daß wir nur in ehrlischer Arbeit das Grauen vor diesem Medusenantlitz bannen und bezwingen können.“

Ich brühte ihm herzlich die Hand.

Aus dem stud. cerevis wurde ein fleißiger stud. med., der heute längst ein tüchtiger und gesuchter Arzt in einer deutschen Großstadt geworden ist.

Der Mutter des unglücklichen Kindes aber geht allmonatlich eine betrübliche Geldsumme mit einem Briefe zu, der jedesmal unterschrieben ist: „Ein ehrlicher Arbeiter.“ Sie weiß es wohl, von wem die Sendung kommt.

„Kannst du denn dem kleinen Wesen nicht einen Rothweberband anlegen?“ fragte ich. „Im Spechzimmer des Arztes werden wir doch alles Nöthige finden, und man wird es uns gern zur Verfügung stellen. Kannst du denn das nicht, Ernst?“

Wie geistesabwesend schüttelte er mit dem Kopfe.

„Ja? Rein. Das habe — ich — noch nicht gelernt, in fünfzehn Semestern noch nicht gelernt.“

„Dann zur Klinik! Schnell, schnell!“

Ein Wagen war zur Stelle. Ernst preßte sein Taschentuch auf die Stirnwunde des Kindes, und dann ging es in schneller Fahrt zur Universitätsklinik, die weit draußen vor den Thoren lag.

In das leise Wimmern des Kindes aber mischte sich das schmerzvolle Stöhnen eines todten Mannes, meines Freundes.

Endlich, endlich waren wir draußen. Mit fliegender Eile sprang Ernst die Stufen hinauf zum Verbandsaal, wo er das Kind dem Arzte du jour übergab.

„Ein Unfall?“ fragte dieser.

„Ja, und ich trage die Schuld daran,“ antwortete Ernst bitter.

Der Arzt untersuchte das Kind.

„Mein Gott!“, sagte er dann, „war denn niemand da, der einen Rothweberband anlegen konnte? Das arme, schwache Ding geht zu Grunde an dem Blutverlust.“

Ernst schauerte zusammen.

Mensch und bei solchen ist es schwer... Doch, wir wollen das Beste hoffen. Am anderen Tage verfügte sich Frau Puske nach dem Hause Sr. Excellenz, wurde aber nicht vorgelassen. Mißmuthig begab sie sich wieder in ihr Gasthaus zurück. Dort hatte unterdessen der Wirth seinen Gästen erzählt, daß eine Frau aus Berlin bei ihm abgestiegen sei, die eigens nach Weimar gekommen sei, Goethe zu sprechen, und unter diesen befand sich ein Weimarer Bürger, dem die Hausordnung Seiner Excellenz ganz genau bekannt war. Als daher Madame Puske in das Zimmer trat und sich der Gastwirth bei ihr erkundigte, ob sie den großen Dichter gesprochen hätte, antwortete sie kurz: „Nein, abgewiesen.“

Jetzt näherte sich ihr der bereits erwähnte Gast und sprach sie folgendermaßen an: „Madame, bei Goethe kommen Sie so leicht nicht vor. Da können Sie noch hundertmal hingehen. Folgen Sie meinem Rath; schleichen Sie sich in das Haus und gehen Sie dann die Haupttreppe hinauf, sobald ein Wagen vor der Thür hält, was Nachmittags um halb 4 Uhr regelmäßig der Fall ist. Auf dem oberen Absatz werden Sie links eine Doppelstatue sehen, dahinter befinden Sie sich und warten, bis Goethe aus der Thür tritt, auf deren Schwelle das Wort „Salve“ steht. Er liebt dergleichen Subjungen und Sie werden ganz gewiß freundlich aufgenommen.“

Frau Puske befolgt pünktlich die ihr von dem freundlichen Gaste gegebenen Anweisungen und steht am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde hinter der Statue. Mit pochendem Herzen wartet sie auf die Ankunft des Dichters.

Da geht die Thür auf und Goethe erscheint in seiner vollen imponirenden Größe, den Hut in der rechten Hand, mit der er gleichzeitig noch den Zipfel seines linken Mantelsflügels hält. In seinem blendend weißen Halstuch schimmert ein großer Aemulphist und sein volles Haar umgibt in wellenartigen Linien eine klassische Stirn, auf der Ernst, Größe und Hoheit thronen.

Wie Frau Puske des Dichters ansichtig wird, tritt sie sogleich aus ihrem Versteck hervor und redet ihm mit den Worten an: „Bin ich endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?“

Verwundert sieht sich Goethe um und fragt: „Kennen Sie mich, Madame?“

„Joh, wer sollte Ihnen nicht kennen? Ich jemauert in der Erde steht die Form aus Lehm geformt!“

Goethe lacht und erwidert: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen. Adieu, Madame!“

Die ästhetische Fleischerfrau sank fast in Ohnmacht, als sie dem fremden, freundlichen Herrn im Gasthause ihren Besuch erzählte und von ihm hören mußte, wie schmählich sie sich blämen habe. Sie schwor hoch und heuer, Rache zu nehmen an dem schwarzen Kraushaar und dessen noch schwärzerer Seele und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

Kanonenguss in China.

In Tsinglingtschau, einer der bedeutendsten Handelsstädte Schantung's, hat ein Mitarbeiter der in Tsinglingt erscheinenden Deutsch - Asiatischen Warte sechs eiserne Kanonen gefunden, die 1640 gegossen wurden. Sie sind 2 Meter lang und haben ein Kaliber von 15 Centimeter. Ein merkwürdiger Schmund ist auf ihnen, ein Kreuz in einer Kreisverzierung und ein Spruchband, welches die lateinischen Buchstaben S. M. R. U. R. D. W. trägt. Der Mitarbeiter der Deutsch - Asiatischen Warte sieht darin die Anfangsbuchstaben von Sancta Maria Regina Angelorum Metrube Onia Bella und vermuthet in den Geschnitten Nachbildungen der Kanonen, welche der berühmte Vater Adam Schall aus Köln für den letzten Kaiser der Ming-Dynastie zur Vertheidigung Pekings goß. Die Lesung der Buchstaben hat große Wahrscheinlichkeit in sich. Daß der Text mit dem Wunsch auf Abschaffung der Kriege schließt, sieht bei einem Kriegswerkzeug aus dem ersten Bild wunderbar aus, aber ähnliche Dinge kommen in der Uniformgeschichte auch sonst vor. So trug ein Reichstontingent des 18. Jahrhunderts auf seinen Fahnen den Spruch: „Da nobis pacem in diebus nostris“, was nicht übermäßig heldenhafte klingt.

Kaiser Schlus.

Jüngerer Bruder: „Dito, wo hast Du denn die Schmarre im Gesicht her?“

Otto: „Dummer Kerl, das ist ja ein Schmilz!“

Jüngerer Bruder: „So, wo bist Du denn dann hinausgeschmissen worden?“

Wacht der Gesundheit. „Sie, wer mag wohl der Herr da drüben sein, der hat den ganzen Abend noch kein Wort gesprochen?“

„Das is a Landtags-Abgeordneter, der redt' am Tag auch nix!“

Nuch ein Besuch bei Goethe.

Humoreske von Adolf Hölzel.

Madame Puske sitzt in ihrem hübsch und niedlich eingerichteten Wohnzimmer und liest das „Berliner Intelligenzblatt“.

Sie ist eine runde frische Bierzeigerin, klein von Statur mit rothen, fettglänzenden Wangen und üppigem Kinn. Um ihren vollen Hals windet sich eine Korallentete und die biden Ohrklappen schmücken lange, tropfenartige Ohrgehänge von hellem, durchsichtigem Bernstein. Ihr Gatte war Schlichter und hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie bequem leben konnte. Ihr Vermögen besuchte das alte graue Gymnasium zu Berlin, war aber im Lernen etwas zurückgeblieben, weshalb sie sich entschloß, ihm Nachhilfestunden ertheilen zu lassen.

Frau Puske ist mit ihrer täglichen Lektüre noch nicht zu Ende, als es an ihre Thür klopf. Herr Julius Kraushaar tritt ein und verneigt sich vor der lauernden Schlichterin tiefer als gebräuchlich. Er ist ein hübscher junger Mann von beiläufig 18 Jahren, dem Geist und Bildung aus den Augen leuchten. Sein Aeußeres trägt in Hinsicht gewissermaßen seinen Namen. Er hat tobschwarze, geträufelte

Haare, die muthwillig sein hübsches Gesicht umrahmen, ist groß und schlant gewachsen und verbindet mit einnehmenden Allüren ein Selbstbewußtsein, das nicht ganz frei von Stolz ist, wie man dies häufig bei begabten jungen Männern findet. Leider ist er sehr arm und auf Stundengehoben angewiesen, daher auch das tiefe Kompliment vor der Frau Puske.

„Sie sind also der neue Lehrer, der mir vom Herrn Professor Heinz empfohlen wurde?“ sprach nach den ersten einleitenden Worten die Fleischerfrau und musterte dabei Kraushaar von oben bis unten mit kritischem Blick.

„Ja, wohl, Frau Puske,“ antwortete der junge Mann, „der bin ich. Mein Name ist Kraushaar.“

„Nun, was wollen Sie denn für die Stunde haben?“

„Fünf Silberroschen, Madame.“

„Was? Fünf Silberroschen? Das ist viel.“

Herr Kraushaar zwei Thaler ein und bat ihn, ihr für dieses Geld die beiden Bände zu besorgen.

Herr Kraushaar sah unlegbar in der Tasche. Was sollte er thun? Jetzt noch nach so langer Zeit seinen Fehler und seinen Irrthum einzugestehen, das ging schlechterdings nicht mehr.

Er sann daher auf ein anderes Auskunftsmittel und es dauerte gar nicht lange, so hatte er es gefunden. Er kaufte die beiden Bände in dem gleichen Format der sogenannten Stuttgarter Klassiker-Ausgaben und ging damit zur Buchbinderei. Dort ließ er die Titel aus den Büchern heraus-schneiden und vertauschte sie gegenseitig, so daß die Gedichte Schillers das Titelblatt der Goethe'schen Gedichte und die Goethe's-jene der Schiller'schen erhielten. Ueber Nacht beschwerte und preßte er die Bände noch tüchtig mit einem schweren bleiernen Tabakstaken und schritt dann des andern Tags wohlgerathet nach der Wohnung der Madame Puske, wo er sie ihr feierlich übergab.

Diese that sehr erfreut und das erste war, sogleich den „Spaziergang“ ihres Lieblingsdichters Goethe aufzuschlagen, den sie auch richtig auf Seite 95 fand und dessen erste Strophen sie auch gleich in der dazu gehörigen Stellung und nöthigen Emphase her-sagte.

Frau Puske fühlte sich in ihrer neuen Sphäre glücklich. Sie lernte eine Menge Goethe'scher und Schiller'scher Gedichte mit vieler Mühe und großem Fleiße auswendig und prohte mit ihren klassischen Zitäten bei den Nachbarinnen in so auffallender Weise herum, daß diesen angst und bange wurde. Besonders zu Goethe fühlte sie sich hingezogen, aber auch vor Schiller hatte sie große Hochachtung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß in ihr der Gedanke aufstieg, die beiden Dichter-Helden von Angesicht zu Angesicht zu schauen und persönlich kennen zu lernen.

Mit Schiller war dieses allerdings nicht mehr möglich, denn er ruhte bereits in dem kühlen Schooße der Erde. Aber Goethe, den sie wegen ihres „Spazierganges“ so sehr verehrte, Seine Excellenz, der Weimar'sche Minister und große Dichter, lebte noch.

Da Madame Puske Geld genug besaß, um sich auch einmal etwas anderes anzusehen als die Herrlichkeiten Berlins, so entschloß sie sich, Weimar aufzusuchen und dem Dichterkönig ihre Aufmerksamkeit zu machen.

Vor Frau Puske liegt die leuchtende Pracht der Frühlingsswelt. Rosige Blüten, Licht und Duftebene; mit grünem Wipfel dunkel verschleiert der Wald und im Busche ertönt das süße Lied der Nachtigall.

Trotzdem Frau Puske reich war, so warf sie doch nichts zum Fenster hinaus; sie war, wie alle vernünftigen Leute, sparsam. Gewiß wäre ein eigener Reitwagen bequemer und vortheilhafter für sie gewesen, aber sie zog den billigeren Postwagen vor. Die Vorbereitungen zur Reise waren bald oetrorfen. Außer einem Kofferlein nahm sie noch ihr schwarzes, schweres feines Hoheitskleid mit, um möglichst würdig vor dem großen Mann zu erscheinen.

Heute sitzt sie in der schwerfälligen Postkutsche, den Rand der Goethe'schen Gedichte in der Hand. Wenn sie ein galanter Reisegefährte fragte, was sie da für ein interessantes Buch lese, dann warf sie sich in die Brust und erwiderte stolz und mit Hochgefühl: „Det find die schöneren Gedichte von dem großen Dichter Goethe. Zu dem Jahre id jetzt und beuche ihm.“

Sie freute sich dann gewaltig, wenn sie ein bemundernder Blick ihres Nachbarn freite.

Die Reise ging gut von statten und am dritten Tage kam sie in Weimar an. Es dämmerte bereits. Sie begab sich in das nächstgelegene Gasthaus „Zur goldenen Sonne“ und zog noch an demselben Abend bei dem Gastwirth's Er-tundigungen ein, wie sie wohl am besten Gelegenheit finden würde, den Dichter zu sehen und wenn möglich zu sprechen.

Der Gastwirth schien aber ein Skettiker zu sein. Bei aller Freundlichkeit seines Wesens, mit der er sich bereit erklärte, der Frau Puske in ihrem Vorhaben behilflich zu sein, glaubte er ihr doch nicht verzeihen zu dürfen, daß die Sache durchaus nicht so einfach sei, als sie wohl denken mochte.

„Nanu,“ meinte Frau Puske und sah dabei bedeutungsvoll auf ihre beiden roten Hände, die mit Ringen und Edelsteinen förmlich instruktirt waren, „Goethe ist ein großer Dichter, aber eigentlich doch auch nur ein Mensch.“

„Wohl, wohl, Madame,“ versetzte der Wirth, „aber ein außerordentlicher“

Aus der Madame Puske ist ein vollendetes Schönweib geworden. Nicht allein an den Goethe'schen, auch an den Schiller'schen Gedichten fand sie großen Gefallen.

Eines Tages rüdt sie mit dem Wunsche heraus, sämtliche Gedichte Goethe's und Schiller's zu besitzen und kennen zu lernen. Sie händigte daher